

7/1 Die Stellung des Judentums in der christlichen Katechese

Bericht eines Symposiums des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Österreich anlässlich einer Tagung im Stift Klosterneuburg vom 22. bis 24. Januar 1965

von Dr. Willehad Eckert, O.P.

Der Tagung in Klosterneuburg kam aus einem zweifachen Grund besondere Bedeutung zu: 1.) Dieses Symposium sollte ein erster Versuch sein, um Grundlagen zu erarbeiten, die der Katechese zugute kommen könnten. 2.) Es sollte durch die Veröffentlichung der Vorträge des Symposiums ein Beitrag zum Verständnis des Verhältnisses von Kirche und Judentum gerade im Hinblick auf das zweite vatikanische Konzil geleistet werden. Die Anteilnahme von *Kardinal König* an dem Symposium zeigt das Bedeutsame dieser Arbeitstagung. Es war in der Tat eine Arbeitstagung weniger christlicher und jüdischer Gelehrter, die sich im Stift Klosterneuburg auf Grund der Initiative von Professor Kurt *Schubert* zusammengefunden hatten. Von einer Wirkung in eine breite Öffentlichkeit, von einem Podiumsgespräch wurde vorerst abgesehen, da es wichtiger erschien, im kleinen Kreis der Exegeten und Historiker erst festzustellen, wie weit die Ebene für ein fruchtbares weiterführendes Gespräch gegeben ist.

Den einleitenden Vortrag, der nun freilich nicht nur für den Kreis des Symposiums bestimmt war, sondern der auch dem katholischen Akademikerverband Wiens zugute kam, hielt Dr. Norbert *Lohfink* S.J., St. Georgen bei Frankfurt, „*Methoden der Schriftauslegung unter besonderer Berücksichtigung der das Judentum betreffenden Schriftstellen*“. Es ging ihm um die Erörterung der Hermeneutischen Fragen. Er ging zunächst davon aus, daß nach dem Krieg *Jules Isaac* unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Verfolgung die Frage der christlichen Mitverantwortung aufwarf und von anti-jüdischen Stellen in der Botschaft des Neuen Testaments sprach. Zur Bereinigung des christlich-jüdischen Verhältnisses stellte *Jules Isaac* eine Reihe von Thesen auf, die sechste galt dabei der Darstellung des Prozesses Jesu. Von seiner geschichtlichen Einsicht her erhob *Isaac* Bedenken gegen die Darstellung der Passion durch die Evangelisten. Ihm stimmten 1947 die in Seelisberg versammelten jüdischen und christlichen Theologen zu¹, die sechste Seelisberger These fordert entsprechend den Einsichten Isaacs, zu vermeiden, das Wort Juden so zu verwenden, daß damit schlechthin die Feinde Jesu bezeichnet werden. Die Seelisberger Thesen haben einen großen Einfluß auf die Katechetik und die pastorale Verkündigung der letzten Jahre gehabt, und nach Ansicht von P. *Lohfink* ist auch die Erklärung am Ende der dritten Session des zweiten vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den Juden von ihnen nicht unbeeinflusst geblieben. Jedoch sei zu bedenken, daß die historische Betrachtung allein nicht ausreichend sei. Es gehe um das Problem der Auslegung der Heiligen Schrift. Er machte auf den Unterschied zwischen historischer Quellenuntersuchung und Schriftinterpretation aufmerksam. Der Historiker hat nach dem Quellenwert des Textes zu fragen, der Exeget nach der Textaussage. P. *Lohfink* stellte fünf Gesichtspunkte auf für den christlichen Exegeten, die er bei der Untersuchung der Texte berücksichtigen muß:

- 1.) Die christliche Theologie kann die Technik der historisch-kritischen Methode nicht entbehren, jedoch darf Theologie und Geschichtserforschung nicht miteinander verwechselt werden.
- 2.) Die Theologie leugnet nicht die Wahrheitserkenntnis des Geschichtsforschers, und da die Wahrheit unteilbar ist, kann die Interpretation des Exegeten schließlich nicht zu einem anderen Ergebnis als dem des Historikers führen. Wenn nun biblischer Text und historische Einsicht einander zu wider-

sprechen scheinen, dann ist nach der wirklichen Bedeutung des Textes zu fragen. Exeget und Historiker helfen einander.

3.) Man darf sich nicht damit begnügen, nur einen Text auszulegen, sondern muß die Bibel als ganzes sehen. Von der Redaktionsgeschichte aus ist es unmöglich, schmerzliche Aussagen zu minimalisieren. Nicht der Ausleger bestimmt den Text, sondern der Text bestimmt den Ausleger. Es ist jedoch die Frage, welchen Sinn harte Äußerungen haben. So ist zu fragen, welche Qualität das Wort die Juden bei Johannes hat. Ob es überhaupt etwas mit den geschichtlichen Juden der Zeit Christi zu tun hat. Ebenso muß bedacht werden, ob die Judenstellen bei Johannes verwertbar sind für einen noch zu schreibenden Traktat „*De iudaeis*“. Bei Johannes sind nämlich die Juden vielfach Repräsentant der Verweltlichung. In der Diskussion wurde dann noch ergänzt, daß Matthäus und Johannes *Juden* sagen und *Kirche meinen*. Bei der redaktionsgeschichtlichen Untersuchung muß nachgewiesen werden, wie die Worte über die Juden in Lehre und Wort Jesu wurzeln.

4.) Nachdrücklich forderte Norbert *Lohfink* eine Zusammenschau der einen Theologie aus den verschiedenen Theologien der neutestamentlichen Schriften. Es ist also die Frage nach dem Einheitssinn der Schrift zu stellen. Erst von ihm aus könnte ein Traktat „*De iudaeis*“ geschrieben werden. Er wird sich vornehmlich auf das 11. Kapitel im Römerbrief gründen, aber nicht ausschließlich.

5.) Noch schwieriger erweist sich das Problem der Umsetzung, denn dieser Traktat „*De iudaeis*“ muß ja seinerseits wieder an die Heilige Schrift zurückgebunden werden. Dabei kann das Neue Testament nur im Zusammenhang mit dem Alten Testament recht verstanden werden. In diesem Sinne plädierte P. *Lohfink* für eine stärkere Heranziehung des Alten Testaments im Bibelunterricht.

Galt der erste Vortrag dem hermeneutischen Problem, so wandten sich die beiden folgenden Vorträge historischen Fragen zu.

P. *Clemens Thoma* SVD, Wien, sprach über *Judentum und Christentum in der neutestamentlichen Welt* (1. Jh.).

Daß das Christentum nicht nur gegenüber dem Heidentum, sondern auch gegenüber dem Judentum etwas Neues war, wurde auch den Christen selbst erst nach dem Jahre 70 bewußt. Diese Krisis des Bewußtseins ist zum Teil mit ein Grund für die Schärfe der christlich-jüdischen Polemik bereits in den Tagen der Frühkirche. Die Zeit vor dem Jahre 70 zeigt innerhalb des Judentums eine Vielfalt einander entgegengesetzter Religionsgruppen. Zu den dadurch bedingten inneren Spannungen kommen gefährliche Bedrohungen von außen. Die inneren Spannungen ließen sich durch einen Überblick über die Religionsgruppen verdeutlichen. Die Pharisäer, die von den neutestamentlichen Schriften als die Feinde Jesu gewertet werden, aber auch in den Qumran-Texten als Heuchler hingestellt werden, haben das Verdienst, die jüdische Frömmigkeit erhalten zu haben. Als Gegner der eschatologischen Gruppen lehnten sie Jesu und seine Bewegung ab, da sie ihn als einen Vertreter der eschatologischen Richtung ansahen. Hinzu kommt, daß sie ihm als einem Mann aus Galiläa mißtrauten. Die Sadduzäer, die von 60 bis 70 wohl alle Hohenpriester stellten, waren gekennzeichnet durch ein konservatives Wortverständnis der Hl. Schrift. Sie waren die ursprünglichen Anhänger der Makkabäer. Die essenischen Gemeinden hingegen waren antimakkabäisch eingestellt und von der Illegitimität des Tempelkultes überzeugt. Im exklusiven

¹ Vgl. Rundbrief 8/9, August 1950. S. 6 ff. (s. u. S. 57).

Sinne beanspruchten sie für sich die Erfüllung der heilsgeschichtlichen Voraussagen. Den Außenstehenden begegneten sie mit unverhohlenem Haß. Sie waren beherrscht von einer drängenden Endzeiterwartung. Trotz der Auflösungstendenzen, die schon vor dem Jahre 70 wahrzunehmen sind, waren die essenistischen Gruppen in modifizierter Form nicht ohne Einfluß auf die frühchristliche Gemeinde (Gütergemeinschaft). Auch die Zeloten standen in der Erwartung des baldigen Eintrittes der Endzeit. Als nationalistische Partisanen waren sie vom Fremdenhaß beherrscht. Ihnen gibt Flavius Josephus Schuld am nationalen Unglück. Das hellenistisch eingestellte Diaspora-Judentum befand sich trotz seiner Anerkennung Jerusalems als Mittelpunkt in starker Spannung zum Heimatjudentum. Das Urchristentum mag den palästinensischen Juden als eine Art Mischung dieser Religionsgruppen erschienen sein. Von außen war das Judentum durch den antiken Antisemitismus als Stimmung und durch einzelne Staatsaktionen bedrängt. So vertreibt Sejanus im Jahre 19 nach Christus die Juden aus Rom. Bei der alexandrinischen Judenverfolgung wird durch Appian die Ritualmordlegende literarisch motiviert. Die Juden werden damals auf zwei Stadtviertel beschränkt. Damit taucht der Gedanke der Bildung eines Ghettos bei den Heiden auf. Der Kaiser Caligula gibt im Jahre 39 den Befehl, seine Kolossalstatue in Jerusalem aufzustellen. In dieser Zeit ist der Antisemitismus der Heiden für die Juden schlimmer als die frühchristliche Polemik. Möglicherweise muß auch die neronische Christenverfolgung im Rahmen des antiken heidnischen Antisemitismus verstanden werden. Dem Jahre 70 kommt eine größere Bedeutung zu, als dies nach jüdischer Darstellung erscheinen könnte (vgl. die verharmlosende Darstellung in dem jüngst erschienenen Buch von Johanna Bloch, *Das anstößige Volk*; s. u. S. 125 f.). P. Thoma betont zu Recht, daß die Zerstörung des Tempels eines der erschütterndsten Ereignisse des ersten Jahrhunderts gewesen ist, denn damit ging nicht nur das Religionszentrum verloren, sondern wurden auch die eschatologischen Kreise ins Unrecht gesetzt. Für die Christen ergab sich die apologetisch günstige Situation, die Zerstörung des Tempels als Strafgericht über Jerusalem deuten und damit den Jesusglauben rechtfertigen zu können. Trotzdem hat, so betonte P. Thoma ebenfalls mit Recht, die Zerstörung des Tempels weder für Juden noch für Christen einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit bedeutet. In Jamnia entstand ein Lehrhaus pharisäischer Observanz, das sich als Fortsetzung des bisherigen Synhedriums fühlen durfte. Seit der Zerstörung des Tempels ist die gänzliche Trennung von Kirche und Synagoge unaufhaltsam. Die Kirche schaut nach neuen Partnern aus, das normative Judentum sieht in den Christen Verräter. Vielleicht muß Matthäus 27, 25 als Folge dieser Auseinandersetzung gewertet werden. Christen wenden sich Rom zu und betonen den unpolitischen Charakter ihres Glaubens. Schon in den späteren Schriften der Evangelisten ist dieser Zug zu spüren. Es ist fast bestürzend zu sehen, wie merkwürdig judenfremd das Johannesevangelium als ganzes ist.

Der Berichterstatter gab einen Überblick über die mittelalterlichen Tendenzen zum christlich-jüdischen Verhältnis unter dem Titel: *Das Judentum in der christlichen Umwelt des Mittelalters*. Es ging ihm dabei darum, zu zeigen, wie nachhaltig die patristische Theologie die Anschauung des Mittelalters über das christlich-jüdische Verhältnis bestimmten. Insbesondere war auf den Einfluß des Hl. Augustinus hinzuweisen. Theologie und Rechtsprechung in ihren wechselseitigen Beziehungen mußten berücksichtigt werden. Die Juden galten den mittelalterlichen Christen als Ungläubige, die zwar formal nicht zur Kirche gehören, die aber material eigentlich doch dazu gehören mußten, weil sie ja mit den Christen die gleiche Grundlage, die Hl. Schrift wenigstens des Alten Testaments, haben. Als Nichtchristen fallen sie nicht direkt unter das Kirchenrecht, als diejenigen, die die Hl. Schrift in ihrer Ursprache lesen können, sind sie den Christen wertvoll. Ebenso sind sie den Christen gerade in ihrer Zerstreuung wertvoll, denn so sind sie ein lebendiger

Beweis für die Geschichtlichkeit von Tod und Auferstehung Jesu. Die Hoffnung auf ihre Bekehrung in der Endzeit berechtigt zu ihrer Duldung in der Gegenwart. Doch ist diese Duldung mit zahlreichen Einschränkungen verbunden und wird nur widerwillig gewährt. Im Grunde bilden die Juden für die Christen ein Ärgernis, das zwar erklärt und ertragen werden kann, das doch aber im großen und ganzen als lästig empfunden wird. Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich fast zwangsläufig Möglichkeit und Tatsächlichkeit von Verfolgungen der Juden durch die Christen. Der neuzeitliche Antisemitismus macht offenbar, wie unchristlich der christlich getarnte Judenhaß in Wirklichkeit war. Nicht übersehen werden darf allerdings, daß die Abneigung der Christen gegen die Juden vielfach auf jüdischer Seite eine ebenfalls heftige Christenfeindschaft geweckt hat, die dann ihrerseits wieder als Motivierung für Judenverfolgungen dienen mußte.

Der Rabbiner Meir Koffler sprach zu dem Thema: *Der jüdische Aspekt der Begegnung mit den Christen*. Zunächst charakterisierte er das Eigentümliche jüdischen Lehrens. Er kennzeichnete es als den Forschungsdrang auf das wirkliche Leben hin. Darum beginne der Talmud mit dem Segen-Berachoth und endete mit dem Traktat über den Frieden-Schalom. Die Forschung könne nie an ein Ende kommen. Wer den Talmud zu Ende gelesen habe, müsse daher zum Anfang zurückgehen und mit erneutem Fragen beginnen. Dem Rückkehren entspricht die Umkehr, nur in ihr ist die Möglichkeit der Begegnung von Christen und Juden gegeben. Da die Wahrheit durch viele Denkansätze auf verschiedenen Wegen zu erreichen ist, muß der Streit selbst als Weg zur Wahrheit im Sinne des Zusammenwirkens verstanden werden. Grundlage des Gespräches wird die Bibel sein müssen. Von ihren drei Teilen wird der erste, der Pentateuch als Wort Gottes kritisch von den Juden angenommen. Der zweite Teil, die Propheten, seinem Inhalt nach, nicht aber seiner sprachlichen Form. Der dritte Teil enthält nur mögliche Wahrheiten für die Juden. In diesen Hl. Schriften sind die halachischen Bestandteile bindend, nicht aber die haggadischen. Kernpunkt der Hl. Schrift ist die Schöpfung des Menschen nach dem Ebenbild Gottes. Damit sei auch der freie Wille in der Schrift ausdrücklich anerkannt. Die Hl. Schrift spreche von den Völkern, die im Dienst aneinander stehen, der Begriff der Menschheit sei dagegen eine leere Idee, da in ihm die Verschiedenheit der Völker aufgehoben werde. Auch Israels Auswählung muß als Dienst verstanden werden, denn Israel soll ein Licht für die Völker sein. Darin stimmen die Worte des Moses und Jesu überein. In Jesus können nach der Ansicht von Rabbi Koffler vier Schichten gefunden werden. 1) Die Lehre Jesu zu seinen Lebzeiten, 2) seine messianische Würde, 3) sein Opfer und seine Auferstehung, 4) seine Bedeutung durch die paulinische Theologie. Jesus wurde nicht von den Pharisäern verurteilt, auch die Evangelisten wissen nichts von einer Verurteilung Jesu etwa durch das Haupt der Pharisäer. Und in der Apostelgeschichte wird erwähnt, daß Gamaliel, das Haupt der Pharisäer, nicht gegen Jesus eingestellt war. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß die Pharisäer gegen die Lehrmethode Jesu eingestellt waren. Sie repräsentierten die Richtung der Mitte, die sich gegen jedes Extrem wandte, sei es das der Sadduzäer, das der Essener oder eben das Jesu. Jesus habe nämlich die Gesetze verschärft, so daß die Menschen sie nicht mehr zu erfüllen vermochten. Im Unterschied zu den Essenern, die eine gleiche Tendenz befolgten, habe er sich aber nicht damit begnügt, das in der Stille zu tun, sondern habe es in aller Öffentlichkeit getan. Darum haben die Pharisäer Einspruch erhoben und ihn in den Bann getan. Jesus habe Gott als Schiedsrichter angerufen. Auch die Pharisäer hätten sich an den Himmel gewandt, zugleich aber hätten sie daran festgehalten, daß wir auf der Erde beheimatet sind und daß daraus bestimmte Konsequenzen zu ziehen seien. Ob Jesus selbst sich als Messias bezeichnet habe, sei nicht sicher. Seine Person sei gewiß nicht unwürdig gewesen, Messias zu sein. Aber da man an ihm die messianischen Verheißungen nicht erfüllt sieht, ist es

den Juden unmöglich, Jesus als Messias zu bekennen. Doch soll nicht geleugnet werden, daß er möglicherweise der Messias der Völker war. In diesem Sinne dürfe sein Tod als Opfer für die Völker verstanden werden, ohne daß damit das Lebensrecht Israels bestritten werde. Erst die paulinische Theologie habe das Band zwischen Israel und den Völkern zerschnitten. Anstelle der Völkergemeinschaft habe Paulus die philosophische Idee der Menschheit gesetzt und zugleich das jüdische Volk aufgehoben. Paulus habe die Juden als Verstoßene betrachtet, und die Kirche habe diese Überzeugung zu ihrer eigenen gemacht. In der Folge habe daher ein wechselseitiger Haß entstehen müssen. Da den Juden durch die Christen ihre Existenz bestritten werde, hätten die Juden damit geantwortet, daß sie im Talmud die Christen als Götzendienen hinstellten. Einzelne Rabbiner seien soweit gegangen zu sagen, wie man im Talmud nachlesen kann, daß Götzendienen und Christen, die Tora lehrten, damit eine Todsünde begehen würden. Solchen harten Verdikten gegenüber ist freilich die andere Sicht, die die Gerechten der Völker den Hohenpriestern gleichstellt. Solche Sicht lädt zur Umkehr ein. Zum Rückgriff auf die Hl. Schrift des Alten und des Neuen Testaments, in der uns gelehrt wird, daß uns der Mensch als Bruder aufgegeben ist. Begreiflicherweise löste dieses Referat die heftigsten Diskussionen aus. In der Abgrenzung gegenüber Rabbiner Koffler betonten alle Teilnehmer an der Diskussion, daß Paulus keineswegs so jüdenfeindlich eingestellt sei wie der Rabbiner meine. Auch literarkritisch könne das Jesusbild nicht so gewertet werden, wie es durch den Rabbiner geschehen sei. Alle Teilnehmer waren aber dankbar für die Offenheit und Klarheit, mit der er seinen Standpunkt dargelegt hatte.

Der Studentenpfarrer Wolfgang Wirth der Evangelischen Studentengemeinde Frankfurt sprach zum Thema: *Der ökumenische Aspekt der Begegnung mit den Juden*. Ökumene bedeutet Fülle, zielt auf die ganze Menschheit. In die biblisch-ökumenische Theologie muß daher auch grundsätzlich die Begegnung von Christen und Juden einbezogen werden, auch wenn keine persönliche, konkrete Begegnung möglich sein sollte. Unser Christsein wird durch das Judentum in Frage gestellt. Das Skandalon, das das Judentum für die Kirche darstellt, muß aber als heilsam bezeichnet werden. Im Wettstreit mit der Kirche bejaht aber auch Israel seine Existenz. In Israel kommt Gott zur Welt. Das Wort Gottes fordert uns immer wieder zum Neuverständnis auf. Daß vom Neuen Testament her das Alte anders gelesen wird, als wenn das Alte Testament nur für sich gelesen wird, kann nicht überraschen, jedoch sollten wir Christen nicht nur vom Neuen Testament her das Alte Testament lesen, sondern auch vom Alten her das Neue. Da nämlich das Neue Testament viele Gegenstände nicht behandelt, die im Alten ihren legitimen Platz haben, ist auch den Christen das Alte Testament unentbehrlich. Die neutestamentlichen Schriften dürfen nicht antijüdisch verstanden werden, vielmehr spiegelt sich im Neuen Testament

eine innerjüdische Polemik. Gott ist seinen Zusagen treu geblieben. Er hat nur die Christen aus den Heiden in den Heilsplan mit einbezogen. Gottes Handeln ist also inklusiv, nicht exklusiv. Die Einheit der Kirche muß daher von der Geschichte her ernst genommen werden, und diese Einheit ist ursprünglich auch mit Israel gegeben trotz aller getrennten Bruderschaften. In Jesus selbst ist die Grundlage der Gemeinschaft von Christen und Juden gegeben. Von hier aus gesehen wäre auch eine Rechtfertigung der Judenchristen als Vermittler zwischen den Christen aus dem Heidentum und den Juden zu begründen, wobei freilich nicht geleugnet werden darf, daß die Judenchristen häufig sich in gleicher Weise von Juden und Christen abgelehnt sehen. Hier gilt es, zu einer neuen Wertung zu kommen. Gerade heute wäre es besonders notwendig, daß die Christen aus dem Judentum Zeichen geben für Juden und Christen. Die Juden weisen die Christen auf die Unvollkommenheit der Welt hin, auf das Ärgernis der ausgebliebenen Parusie. Wegen der Zukunft darf das Diesseits nicht vernachlässigt werden, Schalom (Friede) und Zedaka (Gerechtigkeit) sind schon jetzt zu realisieren. Das heutige Israel könnte ebenfalls ein Zeichen sein, nämlich für Gottes Treue. Wenn die Christenheit sich in den Bund hineingenommen sieht, dann ist von daher klar, daß sie als Volk Gottes unter der Kritik Gottes steht. Wenn wir Jesus begegnen, begegnen wir Israel. Als Christ, so sagte Pfarrer Wirth, kann ich nicht ohne Israel leben.

Das abschließende Referat hielt Dr. Georg Molin über: *Der sogenannte christliche Antisemitismus und die praktische christliche Katechese*. Er ergänzte die Ausführungen des Berichterstatters durch einige Hinweise auf die Judenverfolgungen im christlichen Spanien des Mittelalters. Er wies sodann die unchristlichen Motive im Antisemitismus nach, wies nach, daß Antijudaismus in vordristlich-heidnischer Zeit tief in den Völkern eingewurzelt war, daß aber auch so alt wie die Kirche der Antijudaismus ist. Schon der Römerbrief Kap. 9–11 habe sich gegen den christlichen Antijudaismus wenden müssen. Dabei sei der Antijudaismus als offenkundiger Mangel an Glaube und Liebe entlarvt worden. Es könne jedoch nicht genügen, nur das geschichtliche Problem zu skizzieren, vielmehr müßten die Aufgaben der Katechese in den Griff kommen. Er warnte nachdrücklich vor einer Schwarz-Weiß-Malerei. Bei der Darstellung der Passionsgeschichte müsse die innerjüdische Polemik der neutestamentlichen Schriften, besonders des Johannesevangeliums, berücksichtigt werden. Von einer einseitigen Schuld der Juden sollte man nicht reden, sondern uns an die allgemeine Schuld erinnern. Er befürwortete eine stärkere Zusammenschau des Alten und Neuen Testaments und verlangte, daß wir auch die jüdische Antwort hören sollten. Gegnerschaft von Juden gegen Christen oder das Christentum sei keine Entschuldigung für christlichen Jüdenhaß. So faßte Dr. Molin noch einmal die Ergebnisse der Tagung in seinem Referat zusammen und unterstrich die Verantwortung der Christenheit gegenüber Israel.

7/2 Christliche Lehrverkündigung über das Alte Gottesvolk der Juden

Unter Hinweis auf die praktischen katechetischen Forderungen in der zu erwartenden Konzilsentscheidung (s. o. S. 5 ff.) und wegen des besonderen historischen Rückblicks in diesem Zusammenhang bringen wir die im August 1950 im „Rundbrief“ Nr. 8/9 S. 3 ff. veröffentlichte „Christliche Lehrverkündigung“. Die dabei neu abgedruckte, in *Schwalbach 1950 revidierte Fassung der Seelisberger Thesen* von 1947 erscheinen nun in einer stilistisch überarbeiteten, etwas gekürzten Fassung¹. Das Konzil vertritt jetzt in seinem 3. Entwurf (s. o. S. 6 f.) dasselbe Anliegen wie die Schwalbacher Fassung von 1950 (s. u. S. 60 f.).

¹ Der „Rundbrief“ Nr. 8/9 ist vergriffen.

Die 1947 erarbeiteten *Seelisberger Thesen* waren damals ein erster Beitrag zur Neubestimmung des christlich-jüdischen Verhältnisses. Sie sollten einen christlich motivierten Jüdenhaß unmöglich machen. Nachdem das II. Vatikanische Konzil dieses Anliegen aufgegriffen hat, ist es nicht mehr nur ein Anliegen der einzelnen, vielmehr wird die Kirche selbst Stellung nehmen. (Vgl. auch Karl Thieme: „Neue Sicht des ‚Israel nach dem Fleische‘“, in: „Catholica“ XVI/4 (November 1962), S. 271 ff.; s. FR XV, 160 l.) An der Seelisberger Konferenz von 1947 hat u. a. auch teilgenommen der damalige Professor Charles Journet/Fribourg, der am 22. 2. 1965 zum Kardinal ernannt wurde. Professor Journet hat sich in der NS-Verfolgungszeit mit aller Entschiedenheit von Beginn an für die NS-Flüchtlinge und